



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1937**

8 (1937)

Caritasblüten

Nr. 8

August

1937

Unsere Königin!

Wir haben eine Königin,
So herrlich, wunderschön,
Ihr Thron steht ewig, felsenfest
Hoch in des Himmels Höh'n.

Die Krone setzte Gott der Herr
Ihr selber auf das Haupt;
Das Zepter gab ihr Gottes Sohn,
An den sie stets geglaubt.

Ein strahlend Kleid, so königlich,
Wie keiner es geschaut,
Gab ihr der Geist, voll Glanz und Licht,
Ihr, seiner liebsten Braut.

Ihr huldiget der Engel Schar
In weiten Himmelsau'n.
O Herrin, laß auch mich dich einst
Als meine Fürstin schau'n!

Du bist so mild, so gut, so treu,
O Mutter, Königin!
Dir schwör die Liebe ich auf's neu,
O Herzenskönigin! m. s.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

S heute möchte ich Ihnen nun etwas erzählen von einem Festtage, den wir ausnahmsweise in diesem Jahre in Mariannahill feiern durften, von dem Namensfeste unserer lieben Würdigen Mutter. Sie können sich denken, daß dieses seltene Fest eine besondere Freude für Jung- und Alt-Mariannahill war. Am Abend vor dem 1. Mai wurden von den lieben Schwestern einige kleine Theaterstückchen aufgeführt. Sie waren so gewählt, daß sie alle recht erfreuten. Zuerst wurde ein schönes Lied gesungen; dann ein hübsches Gratulationsgedicht vorgelesen, darauf folgte ein Danklied; dann kam eine kleine Theateraufführung: „Das nächtliche Gewitter“, der dann wieder ein Lied folgte. — Der erste Akt schloß mit der Aufführung: „Das ungeschickte Generl.“ Alles war danach angetan, die Lachmuskeln der Zuschauer recht in Bewegung zu setzen. Der zweite Festakt führte uns in den schönen Maimonat ein und zeigte uns in lebenden Bildern und passenden Gedichten: „Die goldenen Stunden des Marienkindes.“ — Es waren folgende: Die Morgenstunde, die Arbeits- und Freudenstunden —, Andachts- und Kampfesstunden —, Passions- und Todesstunde; dann kam die schönste: die Heimkehrstunde. Das Marienkind durfte zum Vater in den schönen Himmel gehen. — Die gemütliche Abendfeier hatte so ihren Zweck erreicht. Sie schloß mit zwei passenden Liedern. Neugestärkt an Leib und Seele begaben sich alle in die Kapelle, um dem lieben Heiland einen letzten Abendgruß zu bringen, und um ihm für die Freudenstunden zu danken.

Der eigentliche Festtag, der 1. Mai, begann mit einem mehrstimmigen Hochamt. Es war ein herrlicher sonniger Wintertag, der die Gemüter hob und die Herzen froher schlagen ließ. Auch die nahezu 400köpfige Mariannahiller Jugend teilte die Festesfreude der Schwestern. Von allen mußte Würdige Mutter die Glückwünsche entgegennehmen. Die Industrieschülerinnen führten ein kleines Theaterstückchen auf, und trugen Lieder und Gedichte vor. — Im Marienhaus waren die dienenden Geister von Mariannahill versammelt, vom ältesten Weiblein bis zum kleinsten Krausköpfchen auf dem Rücken der Mutter. Sie boten alles auf, um Würdige Mutter — und Mutter Provinzialin, die wegen ihrer Krankheit ihr Namensfest erst an diesem Tage feiern konnte —, zu erfreuen. In sinniger Weise boten sie ein Schüsselchen mit Blumen an, unter welchen ein Meß-Stipendium versteckt war. Würdige Mutter war sehr erfreut und überrascht über dieses Zartgefühl der schwarzen Mädchen. Sie

mußte und wußte aber auch an diesem Tage, allen das Leben zu versüßen. Mit beiden Händen, strahlenden Augen und lachendem Munde nehmen selbst noch große Männer einige Zuckerstückchen an. Die Schwarzen sind und bleiben Kinder. Wenn sie nur auch immer echte Gotteskinder blieben.

Folgendes Erlebnis zeigt uns, daß dies nicht der Fall ist. Auf einer Außenstation der Pfarrei Mariannahill mußte der hochwürdige Pater Missionar feststellen, daß nicht alle seine Pfarrkinder ihrer Osterpflicht nachgekommen waren. In einer Predigt machte er darauf aufmerksam. Er wollte ihnen klar



Clairvaux (Photo: Archiv)

legen, daß er sie aus dem Taufbuche austreichen würde, wenn sie ihre Christenpflicht nicht erfüllten. Da der gute Herr die Sprache noch nicht vollständig beherrschte, konnte er im rechten Moment nicht das richtige Wort finden für Taufbuch, und sagte: „Ich streiche alle aus dem Buche der Heiligen aus, die nicht zu den heiligen Sakramenten kommen.“ Das hat aber wider alles Erwarten eingeschlagen. — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde in der ganzen Gegend. Von Berg zu Berg wurde telefoniert. Das geschieht durch lautes, langgedehntes Rufen und Sichbemerkbarmachen durch eigens dazu eingerichtete Instrumente. — Es kamen nun so viele, und auch solche, von welchen der hochw. Pater Missionar gar nicht erwartet und auch nicht gedacht hätte, daß sie zu den lauen Christen gehörten. Nun baten und flehten sie: „Streich uns

doch ja nicht aus dem Buche der Heiligen aus, wir wollen ja alles tun, alles wiedergutmachen!"

Da sieht man, wie der liebe Gott seine Gnaden an ein unbedachtes Wort geknüpft hat. Sicher sind diese Gnaden auch durch unscheinbare, stille Opfer verdient, von einer verborgenen Seele, in irgendeinem stillen Winkelchen. Was mag uns die Ewigkeit für Geheimnisse enthüllen! —

Am 12. Mai wurde in Mariannahill wieder ein großer Festtag begangen. Es war der Krönungstag des englischen Herrschers. Schon Wochen vorher waren in Durban die Straßen und Häuser festlich geschmückt. Unsere Zöglinge in Mariannahill waren voller Jubel und Freude. Sie hatten ja zwei Tage schulfrei. Zudem wurden im College Festspiele aufgeführt von Schülern und Schülerinnen. Gut eingedrillte Turnübungen von verschiedener Art machten ihrer Kunstfertigkeit alle Ehre. Zum Schluß brauste das Nationallied begeistert durch den Festsaal. Die abendliche bengalische Beleuchtung erhöhte die Festesfreude und löste unter der Jugend einen lauten Jubel aus. Es war auch ein Herr Schulinspektor zugegen, der die Krönungszeremonien in einem interessanten, wissenschaftlichen Vortrag erklärte. Möge der Segen des Himmels allen Herrschern von Europa zuteil werden!

Am 17. Mai verließen wir das traute Mariannahill, um die am schwierigsten gelegene Missionsstation der Mariannahiller Provinz, Clairvaux zu besuchen. In Tzopo, unserm Sanatorium für die alten Schwestern, bot man uns liebevolle Herberge. Am andern Morgen brachen wir rechtzeitig auf, damit wir mit der untergehenden Sonne Clairvaux, unser Ziel, erreichen könnten. Gott sei Dank, es gelang uns. Die Wege führten über Berg und Tal. Wir wurden nach links und nach rechts geschüttelt und gerüttelt. Bald keuchte unser Auto auf die Bergeshöhe, bald sauste es ins tiefe Tal, an gähnenden Abgründen vorbei, in eine dichte Staubwolke gehüllt. Dreimal mußten wir kleinere Flüsse passieren; das vierte Mal aber zogen wir es vor, auszustiegen, um dann von Stein zu Stein hüpfend das kühle Naß zu durchqueren. In der Regenzeit wäre dieses, wie auch das Durchfahren mit dem Auto unmöglich gewesen, weil die Flüsse dann oft in einigen Stunden sehr anschwellen. Zu solchen Zeiten kann man wegen der gefährlichen und schlüpferigen Wege die Reise nach Clairvaux nicht machen, ohne sich in Lebensgefahr zu begeben. Der liebe Gott war uns gut; er schenkte uns recht schöne Reisetage. Die schlangenartig gewundenen Wege führten um und über die Berge und Hügel, deren Abhänge mit dürrer Gras überzogen sind, weil es jetzt hier Winterszeit ist. Im Frühjahr aber soll ihr weiches, samtgrünes Kleid eine herrliche Augenweide sein. Ab und zu stieg hinter den Hügeln eine Rauchwolke auf, die von einem Grasbrande zeugte. Um

diese Jahreszeit brennt man nämlich das Steppen- und Wiesen-
gras, damit es den Boden düngt und das junge Gras im
Frühjahr frisch und üppiger hervorsprossen kann. In den Tä-
lern wohnen meistens europäische Farmer, weil das Land dort
fruchtbarer ist. Die arme schwarze Bevölkerung hat zum
größten Teil ihr Heim in den Schluchten und an den Berg-
abhängen. In der Nähe der Missionsstation ist die Location,
das heißt, hier ist der Eingeborenenbevölkerung von der Re-
gierung das Land zur Verfügung gestellt. Hier dürfen sie sich
ihre Behausung errichten und erhalten unentgeltlich Land, wo
sie ihr Vieh weiden lassen und sich Mais und Bohnen pflanzen
können. Sie sind sehr genügsam und pflanzen meistens nur
soviel, wie sie eben für ihren Lebensunterhalt benötigen. Es
ist eine große Seltenheit, daß die Schwarzen für sich oder ihre
Kinder etwas sparen; wohl gibt es manche, die sie zu Lehrern
oder Lehrerinnen heranbilden lassen. Die Zulus sind sehr stolz
und kriegerisch veranlagt. Sie sind von starkem, wohlge-
bautem Wuchs. In dieser Gegend sind sie ansässig. Auf einmal
tauchten vor unsern Augen eine ganze Menge Kraals auf, ein
Zeichen, daß die Missionsstation nicht mehr in weiter Ferne
war. Wir hielten Ausschau nach links und rechts, da, auf
einmal lugte hinter einem Hügel der Kirchturm von Clairvaux
hervor. Fürwahr, das war eine freudige Überraschung für uns.
Doch allzusehnell konnten wir unser Reiseziel noch nicht er-
reichen. Wir hatten eben ein Auto und kein Flugzeug, dem
Berge und Hügel aus dem Wege gehen. Diese kleine Gedulds-
probe wollten und konnten wir doch noch bestehen. Die sinkende
Abendsonne erhellte uns ja noch die Wege, welche zum Teil
über Wiesen führten. Nun hatten wir Clairvaux, die frühere
Heimat unserer Mutter Assistentin und Mutter Alexandra, er-
reicht. Die idyllische Lage der Missionsstation erinnerte uns
sehr an die herrlichen Schweizer Berge, besonders der Impend-
leberg, dessen gewaltige Spitze zum tiefblauen Himmel ragt.
Dann die Vorläufer der Drakensberge, welche wirklich dem
Ganzen den Eindruck einer Schweizer Gegend geben. Die Ge-
bäulichkeiten sind zum größten Teil mit Stroh gedeckt, wie in
manchen europäischen Gegenden. Wir fühlten uns bald ganz
heimisch in dieser heiligen Einsamkeit. Es ist eine Seltenheit,
hier ein Auto zu sehen, deshalb wurden wir von den Schwarzen
mit großer Bewunderung angestaunt. Ehe unser Fahrzeug stille
stand, waren die lieben Schwestern auch schon zusammengееilt.
Sie freuten sich sehr, Würdige Mutter endlich in ihrer Mitte
zu haben. Nach der Begrüßung galt unser erster Besuch dem
lieben Heiland in der schönen Kirche. Die hiesige Kirche wurde
vom hochw. Pater Missionar im Jahre 1914 und unter der
Leitung des ehrw. Bruders Cyprian von schwarzen Arbeitern
gebaut. Der ehrw. Bruder ruht nun auf dem nahen Friedhof;

sein Werk lebt fort, und sein Lohn dauert ewig. Der Bau ist eine gewaltige Leistung; er ist ganz aus behauenen Bruchsteinen hergestellt. Der Steinbruch ist wohl in allernächster Nähe. Neben der Kirche steht ein Blechhäuschen; es ist die Wohnung des hochw. Paters Missionar und des ehrw. Bruders Schaffner. Auf dieser Station ist nur ein Bruder. Außer einigen kleinen Blechhütten sind auf dieser Station alle übrigen Gebäulichkeiten aus Lehm nach oben beschriebener Art in idyllischem Stiel. Unsere ehrwürdige Mutter Assistentin hat hier manch liebes Erinnerungszeichen hinterlassen. Als wir ins Schwestern-Refektor kamen, mußten wir gleich die schöne Zimmerdecke bewundern. Mutter Assistentin wird noch gut wissen, mit welcher Mühe und Anstrengung sie das Tuch unter das Strohdach spannte und dann mit Kalk tünchte. Die Decke war nun neu gestrichen und schön weiß. Im Schlaafsaal ist bis heute noch keine Zwischendecke; man schaut gleich zum Stroh empor. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß man doch gut darin schläft. Unsere Schwestern, die hier weilen, sind bei ihrer Armut und Einfachheit glücklich und zufrieden. Der liebe Heiland ist ja unser Muster und Vorbild. Heißt es doch in der Heiligen Schrift: „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann.“ Soll uns da die Armut nicht glücklich machen? Sie wird nur drückend für den hochw. Pater Missionar und die Schwestern, wenn die Ernte mißrät und sie die Kinder auf der Station nicht ernähren können. Hier gedeihen die europäischen Obst-, aber nicht Getreidearten wie Mais, und ziemlich alle Gemüsesorten, wie in der Heimat. Die Apfelsinen werden hier nicht reif. Die Gartenerde ist von roter Farbe. Die Viehzucht steht jetzt in guter Blüte. Bruder Schaffner freut sich immer, wenn er einige Stück verkaufen kann, damit seine Arbeiter ihren verdienten Lohn erhalten und er Mais für die Kinder kaufen kann.

Die hiesige Regierungsschule wird von 60 bis 80 Kindern besucht. Sie wird von einer Schwester und einer schwarzen Lehrerin geleitet. Die Zulukinder sind recht bildungsfähig; sie sind auch lernbegierig und brav. Die Kinder, die nur in den Ferien in die Heimat gehen, helfen in den schulfreien Stunden den Schwestern bei allen Arbeiten. Somit werden sie zu tüchtigen und praktischen Menschen herangebildet. Das ist ja die Aufgabe einer Missionschwester vom kostbaren Blut.

Für das geistige Wohl sorgt der eifrige Pater Missionar. Er hat 4000 Christen zu betreuen und in sechs Außenstationen Gottesdienst zu halten. Sein treues Köhlein muß ihn oft stundenweit hinaustragen. 1200 Christen sind schon nach der Gründung 1896 in die Ewigkeit gegangen. (Fortf. folgt.)

Bittet und ihr werdet empfangen, klopft an und es wird euch aufgetan

Von Schw. E., Ost-Afrika, Kibungilo

Wier neue, so eben angekommene Waislein stehen vor dem Don-Bosko-Haus. Mit Tränen in den Augen vor Angst und Schrecken, schauen sie ihre neue Umgebung an, klammern sich fest aneinander, und brechen zuletzt in ein herz- und markerschütterndes Schreien, Schluchzen und Weinen aus; die beiden Jüngsten, ein dreijähriges Bublein und das fünfjährige Mädchen gebärden sich wie unsinnig vor Trennungsschmerz, denn nun sehen sie das Auto, worin Vater und Mutter sitzen, von dannen fahren. Ja, die fahren fort, und sie haben die Kinder ins Don-Bosko-Haus gebracht, und die Väter haben wohl auf „Nimmerwiedersehen“ von den Kindern Abschied genommen. Sie haben Eltern und doch keine, sie sind die ärmsten Waislein, weil sie verlassene Kinder sind. Die Väter sind Griechen, sie reisen zurück in ihre Heimat, haben die schwarzen Frauen nun verlassen, aber doch noch soviel Gefühl und Sorge für die Kinder gehabt, daß sie ihnen eine Unterkunft, ein Heim, eine Erziehung bei den Missionschwestern vom kostbaren Blut im Don-Bosko-Haus erbeten, und wir haben die verlassenen, auf die Straße gesetzten Kinder aufgenommen. Sie sind nicht getauft, aber die Väter sagten, es wäre ihnen ganz recht, wenn die Schwestern sie taufen und im katholischen Glauben erziehen würden. Das älteste, ein hübsches, zartes Griechenkind, acht Jahre alt, ist überaus sanft und stille, es hängt aber sehr an dem Vater, von der Mutter sprach es nichts. Der siebenjährige Knabe ist ebenfalls sehr intelligent, hat ein helles Gesicht, seidenweiches dunkles Lockenköpfchen. Die Kinder sind im ganzen gut erzogen, artig und gehorsam, sie waren mehr beim Vater als bei der Mutter, und gut zusammen gewöhnt als Nachbarkinder; sie kommen aus der Hafenstadt Tanga. Der Schmerz, das Weinen dauerte aber, Gott sei Dank, nur einen einzigen Tag. — Es konnte ja auch gar nicht anders sein, denn es ist zu schön im Don-Bosko-Haus, so viele, liebe, gut erzogene Kinder, die gleich wie Geschwister untereinander sind, und sich so freundlich um die vier Neuen bekümmerten. Die beiden guten Schwestern, die so mütterlich um sie besorgt sind, die netten Schulzimmer, die hübschen bunten Bilder an der Wand, alles, alles ist da, was Kindern gut gefällt; ein treuer Haushund, besonderer Freund der Kinder, der überall mitläuft und mitspielt —, ein schneeweißes Käzchen und schönes Spielzeug für die Kleinen, welches uns gütige, wohlthätige Farmersfrauen für unsre Waislein zu Weihnachten brachten. Dann die gute Mama mkn Ubalda und Mama Ancilla, welche unermüd-

lich für die Kinder Sorge tragen, sie erhalten, ernähren, kleiden und erziehen. Und dann steht ihr Heim, ihr Don-Bosko-Haus, ja auf einem heiligen Berge, nahe des Marienfels, nahe, ganz nahe des göttlichen Kinderfreundes im trauten Kapellchen. Mehrere unserer Kinder haben auch bereits liebe Paten gefunden, draußen in Europa durch unser Mutterhaus Hl. Blut, Holland, mehrere auch in Wien. Diese vier Neuen haben zwar noch niemand, aber vielleicht findet sich auch noch irgendwo eine edle Seele, welche Patenmütterchen an ihnen werden will.

Alle vier sind halbweiß, haben langes, lockiges Haar, schöne große Augen. Sie strahlen jetzt in einem Hoffnungsschimmer, sie haben ein Heim gefunden, sie werden von jetzt an glücklich



Don-Bosco-Waisenhaus in Kivungilo, Ost-Afrika.

Photo: Archiv

unter den andern fröhlichen Kindern sein. Wie Lichtlein sollen sie werden so hell und klar und rein, deren Schein ihren dunklen Lebenspfad erleuchten wird, ein Gotteslichtlein durch die heilige Taufe, und sie werden brennen froh und still, solange Gott es haben will. Wir Schwestern aber freuen uns, diese verlorenen Schäflein aufgenommen zu haben. Wir freuen uns, daß die verlassenen Waislein das Tor des Don-Bosko-Hauses gefunden. Wer anklopft, dem wird aufgetan.

„Auf dem Scheideweg geboren,
Ohne Führer geht's verloren,
O wie arm ist solch ein Kind!“

Noch viele gibt es da und dort, und sie werden noch anklopfen, und mit der Hilfe Gottes und edler Missionsfreunde hoffen wir, in der Lage zu sein, ihnen ein Heim und praktische Erziehung für's Leben zu bieten.

Wir haben gegenwärtig 25 Kinder hier. Gott weiß es, daß ich die Wahrheit schreibe, wenn ich sage, diese Kinder, sie sind im Alter von 1 bis 15 Jahren, sind wirklich brav, lernen, beten und arbeiten fleißig. Unter Leitung ihres Hausmütterchens von Rivungilo lernen sie ihre Gärtdchen für die ganz einfache, kräftige Nahrung besorgen, sich selber ihre Wäsche,



Die vier neuen Ankömmlinge im Don-Vosco-Haus

Photo: Archiv

Kleider waschen, nähen und flicken und das ganze Haus, Schulräume und Schlaffaal usw. rein und sauber zu halten. Auch Sprachen lernen sie, Deutsch und Englisch, was jedenfalls für ihr späteres Fortkommen hierzulande von Nutzen sein wird. Da die Kinder alle, so wie wir sie hier haben, von Weißen, Deutschen, Engländern und Griechen, abstammen, fällt es ihnen nicht schwer, diese Sprachen zu erlernen, zudem ist ihnen eine gewisse Intelligenz nicht abzusprechen. Was würde

aus diesen Kindern werden, wenn sie so schutzlos aufwachsen, herumgestoßen und verwahrlost, ohne richtiges Heim wären? Heiliger Don Bosko, nimm sie unter deinen Schutz und Schirm, hilf du uns diese Waislein aufnehmen, erhalten, erziehen zu können. „Klopfet an und es wird euch aufgetan werden.“

3

Ein Gott auf Reisen

Zanzibar

Aus einem Brief von Schwester M. Renata, welche an der Schule in Zanzibar tätig ist, entnehmen wir folgende interessante Mitteilung:

Ein Abenteurer, der sich als Abkömmling von Mohammed und als Vertreter einer neuen mohammedanischen Sekte ausgibt, wird als Gottheit verehrt.

Ende Januar — so schreibt die Schwester — war viel Aufsehen in der Stadt, als die Agakhan-Sekte ihren Gott zum Besuch hatte. Dieser Gott reist nämlich selbst überall herum und kam nun nach Zanzibar. Ich sah ihn, ein gut genährter Onkel. Ein Flieger brachte ihn von Mombassa nach hier. Seine „geistlichen Kinder“ hatten Straßen und Häuser festlich geschmückt und illuminiert. Man sagte, die Gottheit habe sich in ihn ergossen, und so betrachten ihn die betrogenen, armen Anhänger als den wandelnden Gott. Wo er hinging, fielen sie nieder und küßten seine Fußstapfen. Sein Badewasser wurde in Flaschen für teures Geld verkauft und als Trinkwasser verwendet. An einem Nachmittage spielte er draußen „hocky“. Er setzte eine Zeitlang dem dienenden schwarzen Boy seinen Hut auf. Nachher wurde dieser junge Neger von einer großen Menge umringt und förmlich gedrängt, seine Kraushaare schneiden zu lassen; er bekam so Gelegenheit, seine Locken um hohes Geld als Reliquien zu verkaufen, weil der Hut des lebendigen Gözen drauf gefessen hatte. Am letzten Sonntag kam auch „Ihre Hoheit“, seine Frau, eine vom Glauben abgefallene Französin. Bei der Ankunft hielten ihre Verehrer für 60 000 Schilling Seide und Juwelen bereit. Mancher Agakhan-Anhänger hat sich an diesem Tag bettelarm gemacht. Agakhan feierte im vorigen Jahr sein goldenes Jubiläum. Das Geschenk der Indier bestand darin, daß er gewogen wurde und die Höhe seines Gewichtes ihm in Gold überreicht wurde. Es waren damals mehr als 200 £.

Am Montag flog er nach Nairobi, wo dieselben Zeremonien zu seiner Verherrlichung stattfanden. Er wird dabei wohl versuchen, ein gutes Gewicht zu behalten.

3

Batata Mkize

Von Schw M. Amata, Citeaux, Süd-Afrika

Batata Mkize hatte ein eigenes Heim gegründet, verfügte über ein hübsches Stück Land, war ein kräftig gebauter Mann, wollte aber auch als ein Herkules anerkannt und gehörig respektiert sein. Dazu fehlte ihm vor allem der isiqoqo, der glänzende schwarze Kopfring, den der heidnische Kaffer mit so viel Stolz und Würde trägt. So lange er den Kopfring nicht hatte, galt er immer noch als ein Mann ohne Stand und Würde und durfte es gar nicht wagen, sich den Großen seines Volkes beizugesellen.

Also den Kopfring mußte er haben. Zu diesem Zweck ward nun ein eigenes Fest veranstaltet; es wurde ein großer schöner Ochse geschlachtet, ein riesiges Quantum Utshwala oder Raffernbier gebraut und die ganze weite Nachbarschaft feierlich dazu eingeladen. Zu Hunderten strömten die Heiden herbei, Zeuge der großen Handlung zu sein; der angesehenste darunter war der injanga oder Kafferndoktor, der in solchen Fällen gleichsam priesterliche Funktionen ausübt; ihm zur Seite stand eine reihe, achtbare Männer, die samt und sonders schon längst den Kopfring trugen.

Man machte sich sofort ans Werk. Das nötige Material d. h. eine zähe, harzähnliche Flüssigkeit, die einem gewissen Baum entnommen wird, und anderes war schon da. Dies alles wurde nun vom Innjanga unter geheimnisvollen Sprüchen und Zeremonien zerrieben, vermischt und schließlich zu einem schönen glänzend schwarzen Ring geformt. Die Krone war fertig. Es folgte der Krönungsakt. Unter lautem Jubeln und Beifallklatschen des ganzen anwesenden Volkes setzte der schwarze Wahrsager und Doktor unter Beihilfe der Stammältesten unserm Batata Mkize den isiqoqo oder Kopfring auf. Der Glückliche wußte sich im Übermaß seiner Freude kaum mehr zu fassen; jetzt war er der Mann, einer der Großen, Hochangesehenen im Volke, zu jeder Ratsversammlung stand ihm sofort der Zutritt offen, und sein Wort wog so schwer, wie das nur irgendeines Mannes im Umkreise vieler Meilen.

Es wurde ein Tanz veranstaltet; Batata Mkize eröffnete den Reigen, der Doktor und die Räte und schließlich das ganze Volk schlossen sich jubelnd an. Dann setzte man sich zum fröhlichen Trinkgelage zusammen, stärkte sich mit dem Ochsenbraten, brach dann abermals zum Tanze auf, und so ging das Essen und Trinken, Tanzen und Jubilieren und Singen fort bis tief in die Nacht hinein; kurz, es war ein Fest, so ganz nach jener Art, wie sich der heidnische Kaffer einen glücklichen Tag zu machen pflegt.

War und blieb nun Batata Mkize jener Glückliche, als

welchen er sich an jenem Ehrentage fühlte? O nein, auch beim Schwarzen gilt das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Zunächst wurde seine Frau krank und starb bald darauf. Das war für ihn ein harter Schlag. Besonders ärgerte es ihn, daß er nicht wußte, wer ihm diesen bösen Streich gespielt, denn das stand bei ihm fest, daß seine Frau vergiftet worden ist von einem boshaften neidisch gesinnten Menschen. So denkt und fühlt jeder heidnische Kaffer, und ihn in diesem Punkt eines Besseren belehren, ist ganz vergebliche Mühe. Doch ein Trost blieb ihm; seine Frau war jetzt ein Itongo, ein Geist, sie weilte bei den übrigen Geistern seiner Vorfahren und besaß eine große geheimnisvolle Macht. Er, der Mann, brauchte für seine verstorbene Frau nur fleißig Opfer darbringen zu lassen, und es war ihm geholfen. Er hatte fortan einen wohlwollenden Schutzgeist, der jede Krankheit, Armut, Hagelschlag weitab von seinem Kraal vertreiben konnte.

An Opfern ließ es Batata Mkize in der Tat nicht fehlen; dennoch nahte das Unheil. Er selbst wurde krank, fühlte sich immer schwächer und elender und wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Bekehrung zum Christentum wollte er jedoch lang nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davor zurückschreckten: „Wenn ich mich taufen lasse, dann schleppt ihr meinen Leib sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier in meiner Isibaja, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zu Hause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein Itongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach meinem Tode auch ein Itongo werden und wieder zu ihr kommen.

Da war vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unsern Schulkindern um die Bekehrung dieses sonst so wohlgesinnten Mannes. Gott aber lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche; Batata war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hierher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Taufakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter Euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer habe ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das Unrecht meines Zürnens nicht ein, jetzt aber denke

ich anders und verzeihe allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft will ich sterben." Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein muß, die nichts weiß von Haß, Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer besseren Welt.

Batata, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ging wenige Tage nach derselben still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufunschuld, somit dürfen wir hoffen, daß der Herr ihm statt des heidnischen Kopfringes die Krone des ewigen Lebens gegeben hat.

3

Ein kostbarer Fund

Ein Bischof wurde einst von seinem protestantischen Landesfürsten, bei dem er hoch in Ehren stand, zur Tafel geladen. Während derselben fragte ihn der Fürst: „Bischöfliche Gnaden, haben Sie schon einmal meine Schatzkammer gesehen?“ — „Noch nie,“ antwortete der Bischof, „selbe würde mich sehr interessieren, zumal ich schon viel darüber erzählen hörte.“ — Sofort gab der Fürst die nötigen Befehle zur Besichtigung der Schätze. Man durchschritt mehrere prachtvolle Säle, da öffnete sich die letzte Flügeltüre, und der Fürst sprach: „Hochwürdigster Herr, hier sind wir in Ihrem Revier!“ In der Tat, es fanden sich dort lauter Kirchenschätze, die durch die Säkularisation in den Besitz des Fürsten gekommen waren. Auf einmal bleibt der Bischof wie gebannt stehen. Was hatte er gesehen? Eine Monstranz mit dem allerheiligsten Sakramente, — die Hostie schien noch gut erhalten zu sein. — „O Gott,“ so betete der Bischof voll Inbrunst im stillen, „gib dem Fürsten den Gedanken ein, mir ein Geschenk anzubieten!“ Und im selben Augenblick schon sagte der Fürst: „Darf ich Ihnen ein Geschenk anbieten; alles steht zu Ihrer Verfügung?“

Natürlich war die Wahl nicht schwer. Am selben Tage noch befand sich die Monstranz mit dem hochheiligen Sakrament in der bischöflichen Kapelle, wo der Bischof im stillen eine Sühneandacht hielt.

Ein noch viel höherer Gastgeber ruft uns täglich zur fürstlichen Tafel. Es ist der König des Himmels und der Erde. Er ladet uns ein, seine Schatzkammer zu schauen; er zeigt uns in seiner unendlichen Huld und Güte das Allerkostbarste, was er besitzt, das Kostbarste, was es auf Erden gibt — sein heiligstes Fleisch und Blut. Er bietet es uns in der heiligen Kommunion zum Geschenk an.

Der Regenmacher

Sin alter Missionar erzählt: Es war gegen Ende November. Das Gras war versengt und da man weder pflügen noch säen konnte, war keine Ernte zu erwarten. Die Eingeborenen waren der Verzweiflung nahe. — Ich saß nahe dem Eingang meiner Hütte, dem kühlsten Plätzchen, das ich finden konnte, als ich jäh aus meiner Beschauung gerissen wurde durch den Hufschlag heran nahender Pferde. Ich schaute auf und sah die Reiter — zwei reinrassige Buschmänner.

Der erste war außergewöhnlich klein, mit feurig-funkelnden Augen, vorstehenden Backenknochen und Zähnen, während der andere körperlich sehr mißgestaltet war. Große schwarze Ziegenfelle bedeckten den Hals und hingen über Schulter und Brust. Den Kopfschmuck bildete eine große Straußenfeder, die im Haar befestigt aufrecht stand. Sie ritten die Pferde ohne Sattel und Zügel und meisterten dieselben mittels eines Gürtels, der um den Hals gebunden durch das Maul ging.

Nach längerer Beobachtung brachen die Männer in lautes Lachen aus, wahrscheinlich wegen meiner europäischen Kleidung, die ihnen unbekannt war. Ich redete mit ihnen, und im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß sie den sonderbaren Titel „Regenmacher“ beanspruchten, und ihr Heim der Hauptkraal auf dem großen Plage war.

„Regenmacher“, dieser sonderbare Titel erregte meine Neugierde, und ich lud sie freundlich ein, mit mir zu gehen. Meine Wohnung hatte keine Fenster, und wenn die Tür geschlossen war, herrschte Dunkelheit in dem Raum. Nach einer Weile nahm der Wortführer aus einem zusammengebundenen Tuch einen Kieselstein, der auf einer Seite leuchtend weiß war. Ich griff darnach, doch er entzog ihn mir mit der Bemerkung: „Du wirst ihn beschädigen und ihm die Leuchtkraft nehmen. Ich bekam ihn von meinem Vater unter dem Versprechen, ihn nie aus der Hand zu geben.“

Ein Lichtstrahl fiel durch die Türspalte, und der Buschmann hielt den Stein so, daß er denselben zurückwarf. Nach einigen Bewegungen traf der Strahl mein Auge, da war ich für kurze Zeit ganz geblendet. Das erfreute das Männchen riesig. „Jetzt siehst du, daß dieser Stein auch Licht machen kann. Er weiß, daß du nicht glaubst, daß er Regen erzeugen kann. Und jetzt schaut er dich an, dich zu beschämen.“

„Aber wo bleibt der Regen, den dein Stein uns geben kann?“ fragte ich. Doch schnell verteidigte er sich: „Dieser Stein hier ist zu klein, um mit einem großen Sturm fechten zu können; aber ich bin im Besitze eines größeren und machtvollen Steines, der wird Sturm und Trockenheit besiegen und

Regen in Fülle bringen. Dieser mächtige Stein wird die Sonne anschauen, und beim Anblick des Steines wird sich die Sonne ihrer selbst schämen und in großer Furcht sich hinter den Wolken verbergen. Mein Stein wird jedoch den Blick nicht von ihr abwenden, so daß die Sonne sich nach dunklen, schwarzen Wolken umsieht, um sich hinter ihnen zu verbergen. Es wird dann regnen und immer wieder regnen, und ich darf mich als Erzeuger dieser Regenflut vorstellen."

Ich war sehr interessiert und fragte den kleinen Kerl, wann er zurückkehren würde. Er sagte, am Morgen des vierten Tages und gleichzeitig wolle er den genannten Stein mitbringen, um mich von seiner Kraft zu überzeugen.

Ich gab ihnen ein kleines Geschenk, und die Pferde besteigend ritten beide in raschem Tempo davon.

Vier Tage waren vergangen. Es war Sonntag, und ich befand mich gerade auf dem Kirchweg, als die beiden Reiter den nahen Hügel herab kamen. Meine beiden Buschmänner! Ich ließ ihnen Brot und Kaffee bringen, und bei meiner Rückkehr lagen beide im Gras und badeten sich in der Sonne.

Sie erzählten mir nun, daß sie den Stein bei sich trügen, und so gingen wir dreie in die Hütte, um die Kraft des Steines auszuforschen. Arnotes, so wurde der älteste der beiden Buschmänner genannt, entnahm nun seinem Sack einen Kieselstein, so dick wie eine Walnuß. Er war von schöner Form, achteckig, und gab ein grünliches Licht von sich. Wieder bewegte Arnotes den Stein so, daß die Lichtstrahlen ihn trafen, und eine Fülle von Licht ging von ihm aus.

"Kann euer Gott solches Licht erschaffen?" schrie er. Dann erzählte er von den großen Mächten, die in seiner Zauberei verborgen sind.

Während er so sprach, schaute ich zu meinem Fernrohr, welches an der Wand hing. Mir kam ein glücklicher Gedanke. Ich nahm das Fernglas und schraubte leise das große Glas ab. „Nun,“ sagte ich zu dem Buschmann, „ich habe hier einen Stein, größer und mächtiger als der deine, und mit ihm kann ich auch Feuer machen.“

Der Buschmann schaute beunruhigt drein und fühlte in seinen Beutel, ob er noch seinen Zauberstein habe. Dann drehte er sich zu mir, streckte seine Hand aus und sagte: „Zeig her!“

Ich legte das Fernglas in seine Hand. „Du wolltest nicht, daß ich deinen Stein berührte“, sagte ich, „aber ich will meinen in deine Hand legen. Er schaute das Glas gespannt an, indem er es immer wieder umdrehte. „Aber er kann kein Feuer machen“, sagte er. „Das kann er doch“, antwortete ich.

Ich nahm seine rechte Hand in meine, hielt sie gegen die Oberschwelle des Türpfostens, und nach der Einstellung des Verfahrens, waren die Sonnenstrahlen auf der Hand zu sehen.

Er starrte noch auf das Glas; doch nach einer Weile fühlte ich, wie er versuchte, seine Hand aus der meinen zu befreien. Ich hielt sie fester, und er ertrug noch einige Minuten die Schmerzen. Dann, mit einem Geheul, riß er seine Hand aus



Eine treue Missionsfreundin † Frau Th. Kumpfmayer,
Neukirchen, O.-Oest. (Photo: Prokofsch)

der meinen und kreischte: „Ich brenne, ich brenne!“ Sicherlich verspürte er ein ungemütliches Brennen, und er schaute mich einige Zeit durchbohrend an. Dann sagte ich zu ihm: „Du dachtest, mein Stein könne kein Feuer machen, aber was sagst
168

du jetzt?" Er gab mir keine Antwort, aber warf mir einen Blick zu, in dem deutlich Mord geschrieben war. Dann schlich er sich langsam aus der Hütte.

Der andere Buschmann brachte schnell die Pferde. Die zwei bestiegen sie und ritten davon. Ich rief ihnen noch „Gute Reise“ nach, aber sie schauten sich nicht um. Es war augenscheinlich, daß beide böse und furchtsam waren ob des Vorfalles.

Es wurde immer heißer und heißer. Keine Wolke zeigte sich am Himmel, und die Wasserquellen waren trocken. Die ganze Natur schien ausgedörrt. Ich wunderte mich und dachte, was wohl die Buschmänner tun würden.

Am Sonntag, als wir gerade bereit waren, in die Kirche zu gehen, kam unser Diener gelaufen und erzählte uns, daß der Häuptling mit seinem Gefolge den Berg hinunterkommen würde.

Ich ging hinaus und traf den Häuptling Umditschwa und mit ihm dreihundert Mann. Nach der Begrüßung erzählte er mir, daß die Buschmänner nicht fähig seien, Regen zu schaffen, daß aber er und sein Gefolge in einer schrecklichen Bedrängnis seien, und sie so zu den weißen Missionaren kämen, um Hilfe zu erflehen.

„Gut;“ sagte ich, „wir können nichts tun, als daß wir zu dem allmächtigen Gott beten, daß er uns Hilfe schickt in dieser großen Not. Wir sind gerade auf dem Wege zur Kirche, und es wäre gut, wenn ihr mitkommen würdet.“

So gingen wir alle zur Kirche. Über hundert Menschen zwängten sich hinein und mehrere Hundert waren außerhalb des Gebäudes, wo sie sich doch recht ehrwürdig betrogen.

Wir beteten um Regen, ich predigte den Versammelten und, nachdem wir ein Lied gesungen hatten, beschloßen wir den Gottesdienst.

Die Sonne schien vom blauen, klaren, wolkenlosen Himmel auf uns nieder, als wir zur Hütte zurückkehrten. Der Kaffee war schon gerichtet für den Häuptling und seine auserwählten Ratsherren. Sie blieben einige Zeit bei uns und erzählten dieses und jenes. Plötzlich steckte einer den Kopf durch die Tür und rief mit erregter Stimme: „Häuptling, müssen wir nicht aufbrechen? Es fängt an zu regnen.“ Wir sprangen auf, liefen aus der Hütte und schauten nach dem Himmel. Zu unser aller Erstaunen war es im Westen recht schwarz und die Wolken kamen immer näher zu uns. Die Sonne war verschwunden und ein kalter Wind blies uns in das Gesicht, ein sicheres Zeichen des herannahenden Sturmes.

Wir versuchten, den Häuptling zu überreden, daß er bleiben solle, aber er verweigerte es. „Euer Gott hat euren Gebeten geantwortet, indem er uns Regen schickt,“ sagte er, „und so müssen wir unseren Weg nach Hause nehmen, denn es ist keine Zeit zu verlieren.“

Schnell machten sie sich bereit und gingen heimwärts, zehn Meilen weit. Doch es dauerte nicht lange, da kam der Regen schon in Strömen. Es war einfach unglaublich.

Ein Ratsherr des Häuptlings, ein alter Mann, Sibema mit Namen, blieb zurück, da er nicht reiten konnte. Er erzählte mir, wie froh er sei, daß es regnen würde, denn die Buschmänner hatten zu den Eingeborenen gesagt, daß kein Regen fallen würde, solange die Missionare im Lande seien. „Aber,“ fügte er eindringlich hinzu, „sie haben gelogen und sind dem Schicksal begegnet, das sie verdienen.“ „Erzähle mir, was den Buschmännern zugestoßen ist“, sagte ich; und so erzählte mir der alte Eingeborene diese Geschichte.

Nachdem die Buschmänner mich verlassen hatten, schlugen sie den Weg zur Hütte des Häuptlings ein. Letzterem versprachen sie, Regen zu schaffen, wenn er ihnen ein wertvolles Geschenk machen würde; aber der Regen würde erst am fünften Tag nach der Erhaltung des Geschenkes kommen. Der Häuptling gab ihnen einen großen Ochsen, welchen sie jedoch verweigerten und statt dessen des Häuptlings schwarzes Lieblingspferd verlangten.

Erst wollte er ihr Gesuch zurückweisen, doch seine Ratsherren drängten ihn, es zu geben, da die Leute schon am Sterben seien. Zögernd gab der Häuptling das Pferd den Buschmännern, welche es töteten und aßen, aber es fiel kein Regen am fünften Tag. Da wurden die Eingeborenen zornig und nannten die Buschmänner Betrüger. Diese aber schoben die Schuld von sich ab, indem sie sagten, es würde kein Regen fallen, solange weiße Menschen im Lande seien.

Da hatten die Leute kein Vertrauen mehr zu den Regenmachern, obschon sie versuchten, die Geschichte glauben zu machen und sagten, sie würden die Missionare vertreiben. Man gab ihnen aber so viel Fleisch zu essen und Bier zu trinken, so daß die Buschmänner alsbald in einem tiefen Schlaf lagen. Dann verriegelten die Leute die Thür der Hütte, brachten Dachstroh herbei und zündeten es an. Es war den Regenmachern unmöglich, hinauszukommen, und so mußten sie elend zugrunde gehen.

Lange dachte ich über diese Geschichte nach, die mir der alte Sibema erzählt hatte, und als ich abends in der Kapelle die Worte betete: „Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, o Herr“, hatten sie eine tiefere Bedeutung für mich als sonst.

In bezug auf die Rieselfsteine, welche mir die Buschmänner zeigten, bin ich fest überzeugt, daß es Diamanten in ihrer einfachen Art waren. Arnotes erzählte mir, sein Vater habe sie aus dem Lande Adam Koks. Doch soweit ich urteilen kann, waren sie aus der Gegend, wo jetzt die Stadt Kimberley steht.

Der Geist weht, wo er will

Von Schw. M. Ewara,
Süd-Afrika

Es war vor sieben Jahren; damals war ich Leiterin einer Missionschule auf einer Neugründung im Tembuland, Kapkolonie. Unsere Missionsstation St. Gabriel war die einzige katholische Mission in jener Gegend, in welcher nur Andersgläubige verschiedener Sekten und auch noch viele Heiden wohnten. Unsere Schule war von Anfang an sehr stark besetzt.

Ich hatte es meinen Schülern anbefohlen, mir es immer zu melden, wenn irgend jemand krank wurde. Das taten sie auch getreu. Nach der Schule ging es dann hoch zu Roß auf Krankenbesuch. Einmal war es mir unmöglich, für drei Tage meine gewohnten Ausgänge zu machen, da es fürchterlich regnete. Ich mußte auch die Schule ausfallen lassen, weil der mächtige Isomofluß, der dicht an der Talmulde, in der wir wohnten, vorbeifloß, hoch angeschwollen war. Am vierten Tage faßte mich eine große Unruhe, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben konnte. Es zog mich hinaus in die Mission. Unsere Schwester Oberin jedoch verbot mir ernstlich jeden Ausgang, denn Felder und Wiesen waren ganz überschwemmt. Dies war vormittags.

Nachmittags hellte sich der Himmel auf und damit vermehrte sich meine Unruhe. Ein unbestimmtes Gefühl drängte mich fort. Auf meine abermaligen Bitten erlaubte es endlich Schwester Oberin, daß ich gehen durfte. Da es unmöglich war, ein Pferd zu besteigen, wegen der seichten und schlüpferigen Wege und Pfade, so zog ich in Begleitung einer meiner Schülerinnen auf Schusters Rappen aus. Ich wußte selbst nicht, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir gingen einfach aufs Geratewohl über Klüfte und Stege, über Stock und Stein.

Nach zweistündiger Wanderung befanden wir uns in einer großen Talmulde, wo viele Hütten der Eingeborenen standen. Kaum waren wir bei den ersten derselben angelangt, so sahen wir, wie die Leute zusammenliefen und uns entgegenkamen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, ob sie als Freund oder Feind etwas mit uns vor hatten? Ich redete gleich den ersten besten an und fragte nach der Ursache ihres Kommens. Ein stämmiger Mann sagte mir offen und ehrlich, daß sie sich sehr freuen, daß ich endlich einmal komme. Sie hätten schon zwei Tage nach mir ausgeschaut. Doch da es regnete, dachten sie, ich könne nicht kommen. Weil aber heute das Wasser sich änderte, wußten sie sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehe. „Deshalb“, sagte er, „sind wir schon heute früh zusammengeströmt, um dich willkommen zu heißen!“

Ich war sprachlos und konnte keinen Zusammenhang finden. Doch nachdem ich meine Gedanken wieder etwas gesammelt

hatte, fragte ich, was sich denn hier zugetragen und ob sie denn nach mir geschickt hätten. Sie sagten: Wir haben nicht nach dir geschickt. Jedoch am Montag starb Mtembane, eine treue Tochter unseres Stammes. Vor ihrem Sterben rief sie uns alle zusammen und sprach: „Meine lieben Stammesbrüder und -Schwestern, ich gehe jetzt heim zu meinen Ahnen. Meine Heimat dort ist dunkel, denn ich darf wegen meiner amacala (Sünden) nicht in die lichte Heimat, die ich in der Ferne schaue. Doch der Große Große (Unkulunkulu), der dort Herrscher ist, will meinen Bruder, der mir hier krank zur Seite liegt, bald in dieses schöne Land holen. Sagt der weißen Jungfrau, die bald zu euch kommen wird, sie solle ihm und auch euch den Weg dahin weisen. Ich habe auf sie gewartet und mich gesehnt, dorthin zu gehen. Doch ich darf noch nicht. Mir ist um meiner Sünden willen der Paß für dorthin versagt. Mein Herz bricht mir, nachdem ich die Schönheit des großen Herrschers geschaut. Doch durch meine Sehnsucht und mein Verlangen hoffe ich hinzukommen. Lebt wohl, meine Brüder und meine Schwestern. Grüßt mir die weiße Jungfrau und hört und befolgt, was sie euch sagt, denn sie ist eine Gesandte des Großen Großen.“ (Unkulunkulu.) Mit den Worten: „Großer Großer, ich liebe dich!“ verschied sie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

„Gestern haben wir sie begraben. Komm mit uns, wir zeigen dir ihr Grab.“ Ich stand ganz erschüttert da und betete für ihre Seelenruhe. Es war ein merkwürdiges Ereignis. Ich konnte mich mit meinen Gedanken gar nicht zurecht finden. Wachste ich oder war das alles ein seliger Traum! Doch bald wurde ich aus meinen Gedanken herausgerissen, als man mich bat, mit ihnen zur Hütte des Kranken zu ziehen. Als wir dort ankamen, machte mir der Kranke gar nicht den Eindruck, als ob es schlimm um ihn bestellt wäre. Er hüftelte zwar etwas, doch seine Augen schauten so klar umher; er konnte sich auch etwas bewegen und hatte eine ganz normale Temperatur.

Er begrüßte mich auf das herzlichste und erzählte mir, daß seine Stunden gezählt seien, und er bald sterben würde. Vorher aber sollte ich ihm den Weg zu dem schönen Land, wovon ihm seine Schwester vor ihrem Heimgang erzählte, zeigen und ihm helfen, dahin zu kommen. Ich redete mit ihm durch einen Dolmetscher; denn der Xosa-Sprache war ich noch nicht mächtig, vom lieben Gott, vom schönen Himmel und erklärte ihm die Notwendigkeit der heiligen Taufe. Alle Anwesenden lauschten mit sichtlichem Interesse. Er unterbrach mich immer mit Zwischenfragen. Zum Schluß bat er mich mit einem solchen Drängen und Verlangen, ihn sofort zu taufen. Alle unterstützten ihn mit innigen Bitten, ich solle ihm doch seinen Wunsch gewähren. Ich aber hatte Bedenken, denn er war ein Junggeselle von ungefähr vierzig Jahren und außerdem machte er nicht den Eindruck

eines Sterbenden. Wir Laien dürfen ja nur die Taufe in Todesgefahr spenden und dann nur, wenn kein Priester zur Stelle ist.

Ich sagte ihm deshalb, daß ich den hochwürdigen Pater Missionar zu ihm schicken werde. Das ließ er aber nicht gelten. Er weinte bitterlich und redete seine tote Schwester an: „Du hast gesagt, der Große Große wolle mich im Lichte haben und die weiße Jungfrau würde mich hinbringen; doch nun verweigert sie es mir, und ich fühle, daß ich bald sterben werde. O, ich Unglücklicher. Weiße Jungfrau, ich bitte dich, gib mir doch einen Paß zum Himmel, von dem du gesprochen hast.“ Bei diesen Worten fiel er vor mir auf die Knie und mit ihm alle Anwesenden. Ich trug nun auch keine Bedenken mehr; erweckte Reue und Leid mit ihm und taufte ihn auf den Namen Josef. Dann stellte ich alle Folgen meiner Handlung dem heiligen Josef anheim. Es war niemand glücklicher, als unser neugetaufte Josef selbst. In seiner Jugend hatte er etwas lesen gelernt. Ich gab ihm darum einen Katechismus.

Auch brauchte ich keinerlei Bedenken zu haben, denn unser hochwürdiger Pater Missionar war mit Ischias ans Bett geheftet und konnte wochenlang keine Missionsdienste verrichten. Mehrere Male besuchte ich meinen neugetaufsten Schützling. Er nahm sichtlich an Kräften ab. Doch jedesmal erzählte er mir, was er im Katechismus gelesen. Er war glücklich wie ein Kind. Als ich nach vierzehn Tagen hinkam, fand ich, daß es mit Josef dem Ende zuing. Da gerade ein durchreisender Priester auf unserer Mission weilte, so bat ich ihn, ihm die heilige Ölung zu spenden. Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir hin, der Priester und ich, begleitet von allen unsern Kindern. Der Priester holte dann die Taufzeremonien nach, spendete ihm die letzte Ölung und verrichtete eine Andacht in der Hütte des Kranken. Josef betete mit schwacher Stimme mit. Sein Antlitz hatte etwas Überirdisches, als lebe er nicht mehr auf der Erde.

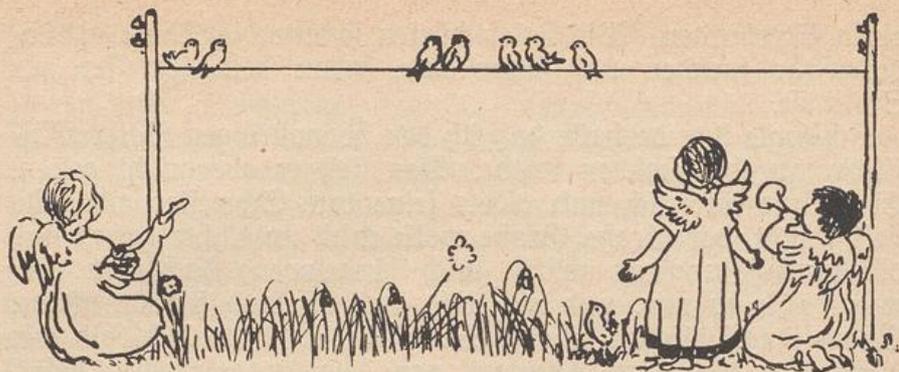
Nach drei Tagen kam die Nachricht, daß Josef heimgegangen sei ins Land seiner Sehnsucht. Sicherlich ist er dort oben ein großer Fürbitter für seine Stammesgenossen geworden.

Heute ist in jener Talmulde eine katholische Schule und eine Katechetenstelle und jeden Sonntag wird das heilige Meßopfer dort dargebracht.

Wie wunderbar sind doch Gottes heilige Fügungen. Ich weile jetzt in einem andern Missionsgebiete, doch der Eindruck, den ich damals gewann, läßt sich nicht mehr verwischen.

Wie wunderbar wirkt doch Gott oft in den Seelen! Sicherlich hat Josef durch eine besonders gute Tat im Leben diese große Gnade verdient, im heiligen Unschuldskleid der Taufgnade sterben und in das ewige Jerusalem einziehen zu dürfen.

Wer möchte nicht auch so schön sterben?



F ü r d i e K i n d e r

Wie ein kleines Mädchen vernünftig wurde

Anna war ein kleiner Wildfang, der immer seinen Willen haben mußte. Wollte es manchmal bei Eltern und Geschwistern nicht gelingen, so bestürmte sie den Großvater, der seinem Liebling ja nichts abschlagen konnte. Mit vereinter Kraft versuchte man nun das Gewünschte zu erhalten, was dann auch meistens gelang.

Eines Tages, als Anna vom Spiel nach Hause kam, sah sie Vater und Geschwister Vorbereitungen treffen, aufs Feld zu fahren und das schon geschnittene Korn zu holen. Holla! „Da gehe ich auch mit“, rief sie und versuchte, sich auf den Wagen zu schwingen. „Nein,“ sagte der Vater, „der Weg ist weit und schwierig, und wir müssen schwer laden, ein andermal darfst du mitkommen.“ Das paßte dem Wildfang aber ganz und gar nicht, er war nicht gewohnt, eine einmal gefaßte Idee wieder zu verwerfen. Das mußte doch schön werden, hoch oben auf dem Wagen zu sitzen, nein, so schnell gab er sich nicht geschlagen. Soeben kam auch der Großvater, der mußte helfen. „Großvater, ich möchte auch mitfahren“, rief er bettelnd. „So komm doch“, sagte dieser gutmütig und hob ihn auf den Wagen. Der Vater versuchte Vorstellungen zu machen, doch es half alles nichts, ja, der Großvater wollte selbst an Stelle des Bruders mitfahren. So fuhr man denn los.

Für Anna war es wirklich eine herrliche Fahrt. Wie das schaukelte auf dem holperigen, engen Holzwege und es war gar nicht so angenehm, daß die Zweige manchmal etwas unsanft das Gesicht berührten. Sie zwitscherte mit den Vögeln um die Wette und das kleine Plappermäulchen ward nicht müde, zu fragen und zu fragen. Endlich war man angelangt. Während man den Wagen belud, pflückte sie im nahen Walde Blumen. Als man nach ihr rief, kam sie mit einem Arm voll zurück-

gelaufen, während sie andere an Kleid und Haar befestigt hatte.

Nun fuhr man nach Hause. In der Mitte des Wagens hatte man eine Vertiefung gemacht, damit Anna nicht herausfallen konnte. Nachdem man ihr eingeschärft hatte, ruhig sitzen zu bleiben, fuhr man los. Der Weg war so dicht am Walde, daß man die Bäume streifte und die Tannenkätzchen winkten so verlockend, daß Anna nicht widerstehen konnte, die mußte sie noch haben. — Doch ach, die saßen so fest, Anna wurde immer übermütiger, sie neigte sich über den Wagen und stürzte hinunter. — Da lag sie nun und gab keinen Laut von sich. Niemand hatte es bemerkt, nicht einmal der Großvater, der an der Seite des Wagens ging. Da plötzlich, nachdem sie eine Weile so gelegen und der Wagen sich immer weiter entfernte, erhob sie ein Geschrei, daß die Leute, die nebenan auf dem Felde arbeiteten, erschrocken herbeiliefen. Andere eilten dem Wagen nach, um das Unglück zu melden. Niemand hatte den Vorfall bemerkt. Ja, ganz erstaunt schaute man auf den Wagen, auf dem man gar nichts vermißt hatte. Bestürzt ging man nun zurück, da weinte sie noch immer. Doch als man untersuchte, war nichts gebrochen, sie hatte sich nicht einmal weh getan, obwohl sie gar nicht so sanft auf dem weichen Rasen angekommen war. Auch hätte sie noch nicht einmal geweint, aber als man sich so gar nicht um sie kümmerte, wurde es ihr zu stark und sie erhob ein mörderisches Geschrei.

Die Angehörigen glaubten noch immer, sie könnte sich verletzt haben, und hoben sie vorsichtig auf den Wagen. Der große Bruder mußte sich, damit nicht noch ein weiteres Unglück geschah, dazu-segen. Die Heimfahrt verlief schweigend. Hatte Anna die Sprache verloren? Nein, aber der Vorfall gab ihr zu denken. Mit Erstaunen wurde von allen festgestellt, daß Anna in der letzten Zeit stiller geworden war. Überhaupt war sie gar nicht mehr so anspruchsvoll wie vorher. Man konnte es sich nicht erklären und fragte, ob sie krank sei. Doch nein, krank war sie nicht. Das wird schon wieder vorübergehen, meinten die Eltern, und der Großvater versprach, sie nächstens wieder mit aufs Feld zu nehmen. Doch auch diesmal fehlte die stürmische Antwort, der Freudenausbruch, den man erwartete. Allmählich gewöhnte man sich daran, und der Großvater meinte scherzend: „Was unser Wildfang doch vernünftig geworden ist.“ Wenn das Herunterfallen immer so gute Folgen hätte, dürften alle Kinder einmal vom Wagen fallen.



**Dienst an der Jugend, ist
Dienst an der Zukunft.**

Gebt uns Freiplätze!

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, die im letzten Monat den Jahresbeitrag einsandten, danken wir herzlich mit dem schönen Gebet-chen, das so oft unser Gebet für die lieben Freunde und Gönner der Mission schließt: Es segne und schütze Sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Juli bis 15. August unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen können:

1. am Feste Maria vom Berge Karmel, 16. Juli;
2. am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August, oder in der Oktav.
3. an einem beliebigen Tag des Monats;
4. Ablass von einem Jahr, so oft man, auf was immer für eine Weise, die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten sich bemüht.

Goldkorn.

Das kostbare Blut ist Gottes tägliche Gabe, ja, wir könnten es eher die Gabe nennen, die er uns unaufhörlich mitteilt, denn wenn die Gnade unaufhörlich zu uns kommt, dann kommt sie zu uns im Hinblick auf das kostbare Blut. Wer kann aber das Wunderbare eines solchen Geschenkes gehörig schätzen? Es ist das Blut Gottes!

P. W. Faber.

Gebetserhörung

Innigen Dank der lieben Mutter Gottes von Lourdes für Hilfe in schwerer Krankheit. Rotenfels.

Das Totenglöcklein

meldet den lieben Lesern den Heimgang zum Vater verschiedener treuer Missionsfreunde:

Frau Dr. Sorger, Münnerstadt, langjährige treue Förderin unserer Caritasblüten und Wohltäterin der Mission, Mutter unserer lieben Schwestern Sr. M. Eleonora und Sr. M. Ida; ferner unsere treue Beförderin Frau Wwe. Luise Binkert, Dogern; Fräulein Lehrerin Blejer, Mayen, Abonnentin und Wohltäterin; Fräulein Franziska Diebold stud. med., Freiburg, eifrige Leserin der Caritasblüten und Wohltäterin; Frau Wwe. Peter Schütz-Thiel, Neusorweiler; Frau Wilhelmine Amelt, Halingen; Fräulein Maria Kuckuck, Garfeln; Frau Wwe. Andreas Weinrich, Frau Wwe. Elisabeth Weinrich, Schülerin Lucia Meyer, Westhausen; hochw. Herrn Pfarrer i. R. Hoolmans Revelaer; Herr Josef Kramer, Frau Johanna Weiland, Ruppichteroth; die lieben Verstorbenen des letzten Jahres aus Ruppichteroth, alles eifrige Abonnenten und Wohltäter: Frau Elisabeth Uhr, Mutter unserer lieben Sr. M. Arnoldis; Wwe. Katharina Höhner; Wwe. Anna Maria Walzkorn; Frau Anna Büth; Maria Käsberg, Johanna Weiland; Herr Heinrich Kleff; Josef Kramer, Bertram Wasser, Johann Schmitt.

In Dankbarkeit senden wir allen unsre Gebetsgrüße nach und bitten auch unsere lieben Leser um ein stilles Gedenken, auf daß sie bald in den himmlischen Wohnungen die Früchte ihrer Missionsarbeiten und Opfer mit Freuden genießen. R. i. p.